

und durch alle Schwierigkeiten hindurch treu und beharrlich zur Entfaltung gebracht bis hin zur Vollendung — der reif und selbststeigen gewordenen, in Christus verklärten Frau.

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Von welcher Art die noch nicht erstorbene religiöse Sehnsucht in Rußland ist, geht klarer als aus den gewöhnlichen Zeitungsmeldungen aus dem Bericht hervor, den Sir Ferdinand Pares, der Leiter der slawistischen Abteilung an der Universität London, im „Spectator“ (17. April 1936, S. 696 f.) über seine Teilnahme an einem Moskauer Weihnachtsgottesdienst veröffentlichte. Nach vielem Fragen habe er in einem Außenbezirk eine der vierzig Kirchen gefunden, die als letzte von den früheren 1600 noch gottesdienstlichen Zwecken dienen. Von allen Seiten seien Gruppen durch die Dämmerung herbeigeströmt. Im Innern hätten die Massen so dicht gestanden, daß er nur mit größter Mühe ein Plätzchen im südlichen Querschiff erobert habe. „Die Feier dauerte zwei Stunden. Der Gesang war schön und nach meinem Gefühl glühender, als ich ihn jemals im alten Rußland gehört habe.“ Dreimal habe die ganze Versammlung sehr andächtig mitgesungen, und unaufhörlich hätten sich Leute zum Altare durchgedrängt, um das Kreuz zu küssen. „Überall in Moskau sah ich auf fast allen Gesichtern einen Zug von Entschlossenheit: nirgends war er stärker als bei den Betern dieser Weihnachtsfeier. Die Versammlung bestand keineswegs aus lauter greisenhaften Leuten, sondern hier war buchstäblich jedes Lebensalter beider Geschlechter gleichmäßig vertreten, und an Klassenunterschiede auch nur zu denken, war ganz unmöglich. Da standen starke Männer in mittleren Jahren, oft mit einem Knaben an der Hand, aber da waren auch junge Burschen, junge Frauen, kurz alles. Die Diakone, die sich durch die Massen zwängten, um das Opfer einzusammeln, mußten sich nicht weniger bemühen, als wenn man in London aus einem überfüllten Wagen der Untergrundbahn steigen will. Als wir die Kirche verließen, drängte sich eine ebenso dichte Menschenmenge zu dem sofort beginnenden folgenden Gottesdienst herein. Es war ein Anblick, den ich nie vergessen kann.“

Lauter, freilich allzu oft nicht nachhaltig, bricht das religiöse Gefühl im heutigen Spanien hervor. Wie die immer sich wiederholenden Kirchenbrände von einer sinnlos leidenschaftlichen Feindschaft gegen die Religion zeugen, so weckten die berühmten Karfreitagsfeiern in Sevilla auch dieses Jahr wieder eine katholische Begeisterung, die fast mehr aus herkömmlicher Freude an frommem Gepränge als aus ernster Versenkung in die Glaubensgeheimnisse zu quellen schien. „Sevilla existiert noch“, telephonierte der Berichterstatter der Madrider katholischen Zeitung „El Debate“ (Nr. 8226, 11. April 1936) beim Anblick der Männer

und Frauen, die in herrlichen Trachten hinter den von Kerzen und Silber strahlenden Bildern der Prozessionen durch die duftende Frühlingsnacht schritten, „alles Frieden und Freude“. Zehntausende einheimischer und fremder Zuschauer füllten die Straßen, und der Rundfunk trug den Bericht über das großartige Schauspiel über die ganze Erde. Im „Diario de Barcelona“ (11. April 1936, S. 45 f.) wurde aus Sevilla berichtet, daß neben dem Musikzug der weltbekannten Tabakarbeiterinnen und dem gewaltigen Christusbilde Del Gran Poder besonders der neue, von Madrider Damen gestiftete Silberschmuck des Bildes Unserer Lieben Frau von der Hoffnung bewundert worden sei. Von $\frac{1}{2}$ 2 Uhr nachts bis 2 Uhr nachmittags wurde sie durch die Straßen getragen. Als am Platze San Francisco eine Stockung entstand, „trat unter dem Gerüste des Bildes einer der Träger hervor und schrie: ‚Ich bin Kommunist, aber wer Unsere Liebe Frau von der Hoffnung anrührt, den schlage ich tot!‘ Der Träger wurde mit ungewöhnlich begeisterten Zurufen gefeiert.“ Ein katholischer Andalusier wäre sehr erstaunt, wenn man darin eine Begünstigung des Kommunismus erblickte.

Der heitere, leicht nach außen gewandte Sinn des Südens und die oft düstere Innerlichkeit des Nordens haben gleiche Ehren im katholischen Universalismus Roms, der alle menschlichen Anlagen im Dienste Gottes zu adeln und zu einen weiß. Wie die Ewige Stadt Seeleneroberer aus jedem Volke der Erde schult, schilderte in glänzendem Gedankenflug durch die Jahrhunderte Erzbischof Celso Costantini, Sekretär der päpstlichen Propagandakongregation, vor einer erlauchten Versammlung im Istituto di Studi Romani („Osservatore Romano“, Nr. 111, 11./12. Mai 1936). Was heute wie früher zahlreiche römische Anstalten für den Nachwuchs der Glaubensboten ihrer besondern Missionsfelder leisten, sei von den weltumspannenden Grundsätzen beseelt, die im Collegium Urbanum de Propaganda Fide am klarsten verkörpert sind. „Augenblicklich studieren dort rund 300 Seminaristen. Aussehen und Sprache zeigen die Verschiedenheit der Rassen, aber einig sind alle Herzen in dankbarer Liebe zum Heiligen Vater. Wenn sie sich zu kleinen Gruppen zusammenfinden, erklingen fast alle Sprachen der Erde, aber die Sprache der Studien ist ausschließlich Latein, die Sprache Roms.“ Die Plätze im Hörsaal, in der Kirche, im Speisesaal seien ausschließlich nach dem Studiengang verteilt. Ohne Rücksicht auf irgendwelche Verschiedenheit irdischer Bedeutung richte die Familie des Collegium Urbanum ihre Blicke zum Vatikan als dem Hause des gemeinsamen Vaters. „Nur Rom kann einer in den Schmutz eines sozialen und politischen Materialismus versunkenen Welt dieses Schauspiel, ja dieses Wunder geistiger Erhebung bieten.“

Die Grundlage solcher Zuversicht erblickt die Kirche außer in der ihr verheißenen Gnade Gottes in der beruhigenden Tatsache, daß fast immer wieder nur die Gedanken gegen sie ins Feld geführt werden, die sie in ihrer zweitausendjährigen Geschichte mehr als einmal siegreich zurückgewiesen hat. So bemerkte die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 259, 21. Mai 1936), die nordische Religion der Deutschgläubigen scheine in tiefere Schichten zu tragen, was vor mehr als hundert Jahren die heute

weithin verlassene Anschauung einer großen Zahl von „Gebildeten“ gewesen sei. Namentlich erinnere die von Deutschgläubigen betriebene Kritik der Offenbarungsreligion „lebhaft an gewisse Erscheinungen der Aufklärungsepoche“. Kurz vorher hatte in der Halbmonatschrift für reformatorisches Christentum „Junge Kirche“ (Nr. 10, 16. Mai 1936) auch Dr. Bendokat betont, daß dem, was heute als „nordische Religion“ verbreitet wird, liberalistische Strömungen seit dem 18. Jahrhundert den Boden bereitet haben. Übrigens bedeute bei den „Vertretern der Religion des Blutes“ das Wort nordisch bald dasselbe wie deutsch, bald das „nordisch-europäische Bewußtsein“, bald soviel wie indogermanisch oder arisch, erfasse daher „auch die Inder, Perser, Griechen, Römer und andere Völker. Dieser verschiedenartige Gebrauch des Wortes nordisch ... im Sprachgebrauch der nordischen Religion ... legt einen Schleier des Geheimnisses über die Herkunft ihrer Dogmen.“ Infolgedessen sei es schwer, ausschließlich diese nordische Religion als artgemäß deutsch hinzustellen.

Man ist sich darüber klar, daß die religiöse Arbeit sich in unsern Tagen mit besonderem Eifer und unter Anwendung neuer Formen an die Seelen der Kinder wenden muß. Richtlinien dazu hat nach weitreichenden Erfahrungen das Aachener Generalvikariat im „Kirchlichen Anzeiger für die Diözese Aachen“ (Nr. 10, 15. Mai 1936) veröffentlicht. Vor allem sei die „meist entscheidende“ Erziehungsarbeit des Elternhauses zweckmäßig zu leiten. Es habe sich bewährt, daß am Frühkommunionunterricht der Kinder auch die Mütter teilnehmen. Auf Elterneinkehrtagen seien die religiösen Erziehungsaufgaben eindringlich zu klären. Die Eltern müßten die Kinder nicht bloß regelmäßig zur Sonntagsmesse, zur werktägigen Schulmesse und zu den Sakramenten schicken, sondern ebenso regelmäßig zu Hause mit den Kindern beten. „Hochzeitstag, Taufstage, Totengedächtnis usw. sollten durch Kirchenbesuch, Sakramentenempfang und häusliche Feier immer wieder dem Kind zum Erlebnis werden.“ Von größter Wichtigkeit sei eine „kindertümliche Gestaltung des Kindergottesdienstes“, und im „kirchlichen Religionsunterricht sollten mehr als bisher auch technische Mittel eingesetzt werden, wie Lichtbild, Film, Bildband, Schallplatte. Auch heimat- und religionskundliche Ausgänge und Besichtigungen lassen sich mancherorts mit gutem Erfolg einrichten.“ Vor dem Eintritt ins Leben oder ins Landjahr seien die Kinder durch besondere Veranstaltungen religiös zu stärken. Da die Kirche verpflichtet sei, auch außerhalb des Gotteshauses, des Elternhauses und der Schule die Kinder religiös zu betreuen, so solle man sich bemühen, unter Beachtung der staatlichen Vorschriften religiöse Gruppen „nach den verschiedenen Lebensjahren und besondern Aufgaben“ zu bilden. „Die Entscheidung für die Verbundenheit mit der Kirche fällt heute durchweg schon im Kindesalter.“

Von welcher Bedeutung eine fest in der Religion wurzelnde Jugend für die wirksame Verteidigung der Kirche sein kann, wurde in Frankreich bei der goldenen Jubelfeier der von Albert de Mun und Robert de Roquefeuil im Jahre 1886 gegründeten Association Catholique de la Jeunesse Française wieder in Erinnerung gerufen („Dossiers de l'Action Populaire“, 25. Mai 1936, S. 1117 ff.). Im Jahre 1924 war dieser Verband

„die einzige männliche Organisation, die Kraft genug besaß, gegen die religionsfeindlichen Pläne der Regierung sofort Front zu machen“. Heute zählt er über 200 000 Mitglieder, und nach Ansicht der auf katholischer Seite in Frankreich sozial führenden Action Populaire könnte diese Zahl noch weit größer sein, wenn nicht der Grundsatz des Verbandes: „Sozial, weil katholisch“ lange Jahre auf allerlei Widerstände sogar in katholischen Reihen gestoßen wäre. Der Verband hat sie durch seine sozialen Leistungen wenigstens so weit überwunden, „daß heute französischer Katholizismus nicht mehr dasselbe ist wie schmollende Abneigung gewisser katholischer Kreise gegen tiefeinschneidende Besserungsmaßnahmen, die von den Päpsten an erster Stelle verlangt worden sind“. Auf den verschiedensten Gebieten des französischen Lebens, im heimischen Priestertum wie in der auswärtigen Heidenmission, in der Landwirtschaft und in der Flotte, an den Universitäten wie in der Politik und der Industrie stehen Katholiken, die dem Verbande angehören und seine sozialen Grundsätze zu verwirklichen suchen.

An opferbereitem katholischem Wirkungswillen bleibt hinter der männlichen Jugend die weibliche gewiß nirgendwo zurück, doch sind die Gefahren der Enttäuschung im religiösen Mädchenleben vielleicht größer. Oft beachte die Mutter zu wenig, schrieb Paula Rengier („Katholische Frauenbildung im deutschen Volk“, April 1936, S. 274 f.), „daß nach einem anfänglichen großen idealistischen Impuls und einem scheinbaren Aufschwung im religiösen Leben dieses an der konkreten Alltäglichkeit abprallt. Menschen, Dinge, die Kirche offenbaren sich in ihrer Tatsächlichkeit... Wenn auch anfangs die frische Schwungkraft obsiegt, so wird langsam die Zuversicht schwächer, immer weniger wird das Negative übersehen.“ Damit hier die Tochter nicht der Skepsis anheimfalle, müsse die Mutter „dem idealistischen, weltfremden Glauben die rechte Tiefe geben durch Gebet und Beratung... Verstehendes Zuhören, Erzählen aus dem eigenen Entwicklungsgang helfen... Mutlosigkeit und Scheu davor, daß die Mutter erfährt, wie es um den seelischen Stand ist, hemmen manchmal die Tochter in der freien Aussprache, auch Scheu davor, das eigene zähe Ringen, das Ringen um Treue, um Zucht kundzutun.“ Aber wenn die Tochter an der Mutter das Ewige nicht als „Verstandesangelegenheit“, sondern als „Element des Daseins“ erfahre, aus dem „auch die Mutter jene übermenschliche Kraft der Daseinsbeherrschung und der tiefen Innerlichkeit nahm“, dann wachse, von der ratenden, opfernden, schweigenden Mutter geleitet, das reifende Mädchen langsam „in die wagende, freudige Haltung, die nicht um das eigene Ich bangt, die vielmehr weiß, daß Hingabe stärker ist als das Selbstbehalten, daß der Geist sicher werden kann, auch ohne zur Lösung der letzten Probleme gekommen zu sein, daß Liebe die reinste Auswirkung des Glaubens ist“.

Wo solche Mütter walten, wird sich dann von selbst der Blick der Töchter wie der Söhne in die heute so aufgabenreiche Welt des Laienapostolates weiten, über das in der „Schweizerischen Rundschau“ (April 1936, S. 37) ein katholischer Laie schrieb: „Ein beinahe laizistischer Denkfehler, den wir Laien, vielleicht insbesondere wir sog. Akademiker,

noch häufig begehen, besteht darin, daß wir das Laienapostolat, soweit es über die christliche Selbstbewahrung der Familie hinausgeht, als eine in unser rein menschliches Belieben gestellte Mehrleistung betrachten. In Wirklichkeit aber ist das Laienapostolat eine wesentliche kirchliche Standesaufgabe. Der Bischof und das Bistum, der Pfarrer und die Pfarrgemeinde haben also hierarchische, haben Gottesfamilienrechte an uns — wie wir ja auch an sie.“

Da die hierarchische Ordnung auf der von Christus der Kirche gegebenen Verfassung beruht, ist es klar, daß in der religiösen Zusammenarbeit die Führung den Geistlichen verbleiben muß. Zudem ist bei ihnen von vornherein infolge ihrer beruflichen Ausbildung und Betätigung eine gründlichere Kenntnis religiöser Dinge anzunehmen als bei Laien. Das dürfte auch für die Auswertung der von der Eckhart-Kommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft geleiteten kritischen Gesamtausgabe der „Deutschen und lateinischen Werke Meister Eckharts“ gelten, von der zwei Lieferungen erschienen sind (Stuttgart 1936, Kohlhammer). Der überraschend niedrige Preis — 1 Mark für 80 Seiten in Quartformat —, die Beigabe einer deutschen Übersetzung sowohl zu den lateinischen wie zu den mittelhochdeutschen Werken und die ausdrückliche Erklärung des Berliner Professors Erich Seeberg als Vorsitzenden der Eckhart-Kommission (Vorwort, S. VII) lassen keinen Zweifel darüber, daß diese Ausgabe „nicht bloß für die gelehrte Welt bestimmt ist“, sondern „dem deutschen Volk und allen des Deutschen kundigen Lesern einen leichteren Zugang zu den schwierigen Texten eröffnen“ soll. Nun hat der Bonner Germanist Josef Quint, der die deutschen Werke des Meisters herausgibt, mit Recht betont (S. XIV f.), daß die sprachliche Seite „ureigene Angelegenheit“ der Germanisten ist, daß aber von Germanisten nicht eine „fach- und sachgemäße“ Erläuterung des Textes durch „Parallelen aus der mittelalterlich theologischen Literatur“ verlangt werden darf, weshalb er dafür auf die „wesentliche Erweiterung und Ergänzung“ durch den Apparat der von dem Breslauer katholischen Theologen Josef Koch herausgegebenen lateinischen Werke verweist. Genaue Vertrautheit mit der theologischen Gedankenwelt um Eckhart ist aber nicht nur für die Erläuterung, sondern schon für eine richtige Übersetzung unentbehrlich, und es ist sehr begreiflich, daß Erich Seeberg (S. VII) gerade für die Übersetzungen „gerechtfertigte und nicht gerechtfertigte Verbesserungsvorschläge und Angriffe“ erwartet. Also wird dem gewöhnlichen Leser (und sogar einem großen Teil der Gelehrten), wenn nicht heillose Verwirrung entstehen soll, doch wohl nur dadurch zu helfen sein, daß ihm neben dieser achtbändigen kritischen Ausgabe eine von einem genauen Kenner der mittelalterlichen Philosophie und Theologie erklärte deutsche Textausgabe geboten wird. Der eigentlich fachwissenschaftlichen Forschung leistet die aus katholischen und protestantischen Sachkennern zusammengesetzte Eckhart-Kommission unschätzbare Dienste, und da ihr Vorsitzender sehr richtig der gelehrten „Gemeinschaftsarbeit“ überhaupt hohen Wert beimißt (S. VI), möchte man wohl wünschen, daß es gelungen wäre, die hier tätigen Kräfte mit denen der vom Historischen

Zentralinstitut des Dominikanerordens geleiteten und schon 1934 bei Felix Meiner in Leipzig begonnenen kritischen Ausgabe der lateinischen Werke Eckharts zu einer gemeinsamen Veröffentlichung zu vereinen.

II

Daß eine meist übersehene religiöse Kraft in den überraschenden Leistungen der japanischen Industrie wirksam sei, behauptete in der zu Tokio erscheinenden Vierteljahrschrift „Contemporary Japan“ (März 1936, S. 503 ff.) Ginjiro Fujihara, Mitglied des Oberhauses und Vorsitzender der Oji-Papiermühlengesellschaft. Der japanische Fabrikarbeiter habe heute noch viel von der Handwerkermoral der alten Bushido-Lehre, nach der man bereit sein mußte, selbst sein Leben für sein Werk zu opfern. „Man ging mit einer fast religiösen Hingabe an seine Arbeit, und diese geistige Haltung gab der Leistung ihren Wert.... Ein gemalter Vogel sang, wenn der Künstler sich ganz in den Geist des Gesanges eingelebt hatte.... In Form und Farbe einer Schale konnte die Seele ihres Schöpfers wohnen.... Diese fromme Werkgesinnung, die einem echten Künstler oder Handwerker als wesentlich galt, gehörte mit zu der Ausrüstung der Männer, die vor siebzig Jahren berufen wurden, sich das mechanische und chemische Wissen und Können des Westens anzueignen.... Das war ihr kostbarster Besitz, und wer den raschen Aufstieg der japanischen Industriemacht untersuchen will, darf davon nicht absehen.“ Neben andern Beispielen erzählte dann Fujihara die Geschichte eines ihm bekannten, heute auf einem wichtigen Posten tätigen Papierarbeiters, der fast ohne Kenntnis des Englischen nach Amerika geschickt wurde, um in einer dortigen Papierfabrik gemäß Vereinbarung mit ihrem Leiter die Maschinen zu beobachten. Er war vom altjapanischen Geist so erfüllt, daß er heimlich einen Dolch mitnahm, um durch freiwilligen Tod die Schmach zu sühnen, die er nach seiner Überzeugung seinem Vaterland und seiner Familie antun würde, wenn es ihm nicht gelänge, in der amerikanischen Fabrik alles zu lernen, was der beste Arbeiter konnte. Heute wird der Dolch in seiner Familie als ehrenvolles Andenken bewahrt.

Andersartig und für den Moralthologen nicht in allen Teilen so leicht durchschaubar ist die Verbindung zwischen Religion und Wirtschaft bei den Mormonen, wie sie G. H. Bousquet im 50. Band (S. 106 ff.) der Pariser „Revue d'économie politique“ darstellte. Nach genauen Studien in der mormonischen Hauptstadt Salt Lake City sieht er den wichtigsten Schlüssel zum Verständnis in der Entrichtung des Zehnten, die nach der Lehre der Sekte Gott selbst am 8. Juli 1838 dem Propheten Joseph Smith als Gebot für alle Gläubigen geoffenbart hat. Heute werde diese Abgabe nicht mehr in Waren, sondern in Geld bezahlt. Äußerer Zwang werde gegenüber Säumigen nicht angewandt, aber die Wirkungen des schlechten Rufes, in den sie geraten, seien nicht zu unterschätzen. Obgleich der Zehnte die Armen selbstverständlich schwerer drücke als die Reichen, werde er von den Armen mit viel größerer Treue entrichtet. Was auf diese Weise oder auch durch sonstige Schenkungen kapitalisiert werden könne, lege man in gewinnbringenden, meist von

hohen Würdenträgern der Sekte geleiteten Unternehmungen an, in Banken, Fabriken, Hotels, Zeitungen usw. „Der Masse der Gläubigen gelten diese Dinge als ganz naturgemäß, und keiner braucht sich zu schämen, daß er als Kirchenbeamter reich wird. . . . Er hat seine Lehrjahre als Missionar hinter sich, hat untergeordnete Verwaltungsposten bekleidet, und nun ist er Bischof. Bald blühen seine Geschäfte, nicht nur wegen des ihm zufallenden Anteils vom Zehnten, sondern infolge seiner Stellung an und für sich. Er tritt in Beziehung zu einer Bank, zu ein paar Handelshäusern, zu Bergwerken und Viehzuchtgesellschaften oder zu sonst einem gut gehenden Unternehmen seines Sprengels. . . . Solche Verbindungen haben immer denselben Grundzug bewahrt: die gleiche Bewertung weltlicher und geistlicher Angelegenheiten, des Wirtschaftlichen und des Religiösen inmitten einer wesentlich theokratisch gerichteten Gemeinschaft.“ Allerdings habe sich bei den Mormonen das Politische vom Religiösen schon so weit entfernt, daß ihr Staat sich gegen das Alkoholverbot entschieden habe, obgleich Gott nach ihrer Offenbarung die Enthaltung von Spirituosen, Tee, Kaffee und Tabak fordere. „Vielleicht wird eines Tages ebenso eine Trennung zwischen Religion und Wirtschaft eintreten.“

In der nordamerikanischen Mormonenstadt ist auf langen Fahrten durch die Welt auch der englische Major Francis Yeats-Brown gewesen. Als dieser alte Kenner Indiens die Ufer des Ganges vor kurzem wieder besuchte, erschien ihm, wie er im „Spectator“ (29. Mai 1936, S. 972 ff.) erzählte, die prächtige Siedlung der hinduistischen Rhadhasoamisekte bei Agra als das eindrucksvollste Beispiel einer Wirtschaftsführung, die sich bemüht, „keinen Zoll und kein Atom von dem preiszugeben, was Gottes ist“. Die im Jahre 1861 gegründete Gemeinschaft der Rhadhasoami glaubt, daß es nur einen Gott gibt, und daß ihm alles Stoffliche und Geistige das Dasein verdankt. Die Menschenseele sei eins mit diesem Gott und lebe ewig. Den Tag beginnen sie mit einer religiösen Betrachtung, und Glauben ohne Tun ist ihnen verdächtig. Aber erst der jetzige Leiter, Anand Sarup, den England dieses Jahr geadelt hat, stellte den Grundsatz auf, Gott wolle, daß der heutige Mensch, um die Erde schön zu machen, auch alle Mittel der fortgeschrittenen Technik benutze. So wurde die Siedlung der Sekte in 23 Jahren zu einer großartigen Gartenstadt umgeschaffen, zu der ausgedehnte Meiereien, Zuchtgüter, Fabriken, Hochschulen für beide Geschlechter gehören. Alle Stellen sind mit Indern besetzt, nur an der Spitze der höheren Mädchenschule steht noch eine Engländerin. In den letzten sieben Jahren ist die Ausfuhr von Erzeugnissen der Landwirtschaft wie der Feinmechanik, von Waren in Stahl und Leder, von Kleidung, Spielzeug usw. auf das Doppelte gestiegen. Dabei herrscht keinerlei blinde Nachahmung des Westens, sondern der Führer der Sekte erklärte ausdrücklich, es gebe „eine Gefahr der Überindustrialisierung, besonders wenn die religiösen Bindungen gelockert werden“. In diesem Sinne will Anand Sarup rastlos weiterstreben, ohne um seine Nachfolge besorgt zu sein; denn „wir glauben“, sagte er, „daß unsere Gemeinschaft immer einen Führer haben wird, weil wir uns bemühen, in allem der Leitung Gottes zu folgen“.

Während religiöse Antriebe in China seltener deutlich hervortreten, werden sittliche Beweggründe zur Wirtschaftsbelebung oft genug angerufen. Daß man den charakterfesten Willen zur Selbsthilfe als notwendigste Voraussetzung des Aufbaus anerkennt, bewies namentlich der dem Kuomintang vorgelegte und von seinem politischen Hauptausschuß angenommene Entwurf des Finanzministers H. H. Kung. Der Text, den das in Shanghai von der Außenhandelsabteilung des chinesischen Wirtschaftsministeriums herausgegebene „Chinese Economic Journal“ (März 1936, S. 311 ff.) veröffentlichte, verdient auch wegen des Urteils über den entschlossenen Wirtschaftswillen anderer Völker die Aufmerksamkeit des Abendlandes. „Die natürliche Produktionskraft unseres Landes“, schrieb der Minister, „steht der Europas oder Amerikas nicht nach. Um unsere natürlichen Hilfsquellen auszunützen und die Produktion zu beschleunigen, müssen wir fleißig, ausdauernd und entschlossen sein; wir müssen klare und kluge Pläne entwerfen und statt auf fremde Unterstützung allein auf unsere eigene Anstrengung bauen. Rußland und Italien sind ärmer als unser Land, und doch hat das eine seinen Fünfjahrplan durchgesetzt und verfolgt das andere den Weg der Autarkie. Das alles wird nur durch den Fleiß, die Ausdauer und den Eifer der Bevölkerung möglich.... Japan ist ein winziges Land, und sein Volk war arm, aber mit heldenhafter Kraftanstrengung hat es sich zu einer Weltmacht der Industrie und des Handels aufgeschwungen. Obgleich diese Länder verschiedene Wege gegangen sind, ist allen der Erfolg durch Selbstvertrauen gemeinsam.“ Dann zeigt der Minister im einzelnen, wie nun die chinesische Regierung die Hunderte von Millionen ihres Volkes zu opferbereiter Kraft erziehen müsse, und außer umfassenden Maßnahmen verschiedener Art fordert er einen allgemeinen staatlichen Arbeitsdienst für öffentliche Zwecke des Reiches, der Provinzen und der Gemeinden. Jeder körperlich arbeitsfähige Chinese zwischen 20 und 55 Jahren soll zur Verminderung der allgemeinen Steuerlast einen Tag des Jahres gemäß einem staatlicherseits aufgestellten Plan diesem Arbeitsdienst widmen, und wer dazu aus einem triftigen Grunde nicht imstande ist, aber Geld verdient, soll den dreifachen Betrag eines Tagelohns für öffentliche Zwecke hergeben.

Daß in Deutschland die Bedeutung eines charakterfesten Willens für den wirtschaftlichen Aufstieg längst erkannt ist und namentlich der Jugend nachdrücklich eingeprägt wird, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Allerdings muß diese innere Festigkeit gerade in den jugendlichen Entwicklungsjahren, wo sie von verschiedenen Seiten her gefährdet ist, mit unablässiger Sorgfalt gepflegt werden. Einen nützlichen Beitrag zur Kenntnis innerer Hemmungen des jungen Menschen im heutigen Betrieb lieferte auf Grund von Gesprächen mit jugendlichen Arbeitern und Angestellten Dr. Hermann Seelbach in der Zeitschrift „Der praktische Betriebswirt“ (Mai 1936, S. 560 ff.). Neben manchen realistischen und idealistischen Voraussetzungen, die der arbeitspädagogischen Einwirkung günstig seien, und obgleich die Jugend über unangenehme Erfahrungen verhältnismäßig leicht hinwegkomme, dürfe man gewisse Schwierigkeiten im „menschlichen Verhältnis des Lehrlings zur

Betriebsgemeinschaft“ nicht übersehen. Seelbach berichtet von Klagen über Lehrlingsausnutzung, Bedrückung des Verantwortungsgefühls, ungerechte Behandlung, und er weiß sehr wohl, daß diese Klagen nicht neu sind und oft mehr aus mangelhafter Selbstkritik des Jugendlichen als aus einer Schuld der Betriebsleitung entspringen, aber er sieht doch eine „symptomatische Bedeutung“ darin, daß „eine solche Summe von Arbeitskonflikten“ in einem Kreis von etwa 50 Jugendlichen zum Ausdruck kam. Jedenfalls bestehe die Gefahr, „daß bei einer Vernachlässigung solcher Beobachtungen die psychologischen Voraussetzungen für eine wirksame Arbeit, die der Jugendliche ohne Zweifel mitbringt, erschüttert werden können und dadurch die Berufsintensität gebrochen wird, die im Wirtschaftskampfe des deutschen Volkes notwendig ist.“ — Auch aus diesem Grunde wird es gut sein, daß die Betriebsleitungen allen Kräften sittlicher Willensbildung, nicht zuletzt den religiösen, ungeschmälerten Einfluß auf die seelische Gestaltung der Gefolgschaft sichern.

Eine zu oft unterschätzte Voraussetzung dazu ist die von der deutschen Regierung mit hoherfreulicher Entschlossenheit angestrebte Beseitigung der Wohnungsnot, auf welche die „Stimmen der Zeit“ wegen ihrer großen Bedeutung für die Seelsorge häufig hingewiesen haben. Wie Oberbürgermeister a. D. Dr. Stoeckle, Abteilungsleiter im Deutschen Gemeindetag, ausführte („Die nationale Wirtschaft“, April 1936, S. 99 ff.) gibt es in Deutschland gegenwärtig 1,25 bis 1,40 Millionen mehr Haushaltungen als Wohnungen. „Auch kleine und mittlere Städte werden von dieser Wohnungsnot, die verschiedentlich sogar an die der ersten Nachkriegsjahre heranreicht, betroffen.“ Wer „in die Elends- und Notquartiere, die in vielen deutschen Gemeinden bestehen“, einen Blick getan habe, der begreife, warum die Regierung die größten Anstrengungen mache, der hier drohenden Volksgefahr entgegenzuwirken. „In diesen Massenquartieren, wo vier und mehr Personen verschiedenen Geschlechts in einem Raum zusammengepfercht sind, in Häusern, deren Hinterhöfe von keinem Sonnenstrahl erhellt werden, in Mietskasernen, die derzeit noch nicht an die Kanalisation angeschlossen sind, und wo alle hygienischen Anlagen fehlen, kann keine gesunde und zufriedene Bevölkerung aufwachsen.... Unter derartigen Umständen werden Kinder nie so erzogen werden können, daß sie sich mit ihrem Volk verbunden und ihm verpflichtet fühlen! Wer sein ganzes Leben in derartigen Elendsquartieren verbringen muß, wird jeglichen zersetzenden Einflüsterungen unterliegen, weil ihm die Kraft, abzuwägen und klar zu sehen, mangelt!“ — Übrigens ist diese Not im reicheren England, wie jeder weiß, der die englische Presse regelmäßig liest, noch größer. So sagte Sir Benjamin Dawson, ein Vertrauensmann der Konservativen Partei, in einer Klubrede („Manchester Guardian Weekly“, 1. Mai 1936, S. 347): „Ich habe einen halben Tag auf den Besuch zahlreicher Wohnungen verwandt. Als ich rund war, schämte ich mich bis in den Boden hinein meines Landes, unserer nationalen Regierung und der Konservativen Partei. Die Schweine auf meiner Besetzung sind besser untergebracht und genährt als manche Menschen, die ich an dem Tage gesehen habe. Wie wir im Jahre 1936 unserer christlichen Zeit-

rechnung inmitten der britischen Kultur, auf die wir uns soviel zugute tun, derart abscheuliche Zustände dulden können, ist unbegreiflich.“

III

In der auf 24 Bände berechneten und unter eine große Zahl von Fachgelehrten unter Leitung von A. Fliche und V. Martin verteilten „Histoire de l'Eglise depuis les origines jusqu' à nos jours“ (Paris 1934 ff., Bloud et Gay) behandelt der zweite Band die Zeit mächtiger Irrlehren und blutiger Verfolgungen vom Ende des zweiten Jahrhunderts bis zum Kirchenfrieden Konstantins des Großen. Einer der Bearbeiter, Professor Jacques Zeiller von der Sorbonne, schreibt am Schlusse seiner genau belegten Darstellung der Martyrergeschichte folgende Sätze über die Haltung der Christen gegenüber dem altheidnischen Rom: „Das scheinbar Widersinnige der Entwicklung des Christentums (im Gegensatz zu den gleichzeitigen synkretistischen Religionen) liegt darin, daß sie sich in so kurzer Zeit trotz des Widerstandes der Staatsgewalt, und zwar der mächtigen römischen Staatsgewalt, erfolgreich vollzogen hat, wobei ihr außerdem noch die Verachtung seitens der öffentlichen Meinung und der Haß der oft gegen sie aufgehetzten Volksmassen nachhaltig entgegenwirkten. Und widersinnig erscheint auch das Benehmen der Christen angesichts dieser dreifachen Feindschaft. Sie haben ihr rein nichts entgegengesetzt, nicht den Schatten eines Widerstandes, der mehr als passiv gewesen wäre.... Sie haben sich zweieinhalb Jahrhunderte lang ruhig im Namen der Gesetze dezimieren lassen, haben ihren Hals dem Schwerte dargeboten, sind auf Scheiterhaufen und in höllisch quälende Bergwerke gestiegen, von den Heiden angestaunt und bald so bewundert, daß der Anblick dieses unerschöpflichen und friedlichen Heldenmutes Bekehrungen zum Christentum hervorrief. Nicht als ob die Christen sich deswegen mit den Schäden der Verfolgung abgefunden hätten. Aber sie bedienten sich keiner andern Waffen als der geistigen Verteidigung: sie beteten zu Gott, und sie suchten die Menschen zu überzeugen. Die Apologeten wandten sich nachdrücklich, planmäßig und wissenschaftlich an den Verstand, und die gewöhnlichen Christen sprachen, fast ohne daran zu denken, durch das Beispiel ihrer Nächstenliebe zu den Herzen.“

Sowenig die göttliche Lehre, aus der die Martyrer ihre Kraft gewannen, die Kirche damals oder später zu hindern brauchte, auch Trägerin weltlicher Hoheitsrechte zu werden, ebensowenig verlangte sie jemals vom Staate die Preisgabe seiner ihm von Gott verliehenen Rechte. Die Kirche hat den Jesuiten Robert Bellarmin heiliggesprochen und zum Kirchenlehrer erhoben, und doch kann E. A. Ryan S. J. in seiner Löwener Doktorthese „The Historical Scholarship of Saint Bellarmine“ (Löwen 1936, Bibliothèque de l'Université), von ihm schreiben (S. 206 f.): „Er verteidigte ausdrücklich das Daseinsrecht heidnischer Staaten. Der Befehl Christi, das Evangelium allen Völkern zu predigen, gebe dem Papste kein Recht, den Sturz bestehender Regierungen zu fordern. Auch ein christlicher Staat habe nicht ohne weiteres ein Recht

zum Eingreifen, wenn in einem fremden Staate das Naturgesetz in gewissen Punkten verletzt werde.... Aus der Eigenschaft eines Stellvertreters Christi lasse sich für den Papst überhaupt keine weltliche Macht ableiten.“ Selbstverständlich wollte Bellarmin damit nicht leugnen, daß der Stellvertreter Christi anderswoher das Recht auf ein weltliches Fürstentum haben könne, aber auch die weltliche Macht wird nach Bellarmins Lehre „durch Gott unmittelbar dem souveränen Volke und nicht den Fürsten übertragen“. Autoritativ hat Papst Pius XI. das Verhältnis der Kirche zu den heutigen Staaten bei Eröffnung der Weltausstellung der katholischen Presse im Vatikan so umgrenzt: „Die Kirche will sich in keiner Weise dessen bemächtigen, was der eigentlichen Staatspolitik ihrem Zwecke entsprechend zukommt. Gegen alle Wahrheit legt man heute der katholischen Kirche diesen Machtanspruch zur Last, um ihr Schwierigkeiten jeder Art zu machen und ihr wohltätiges Wirken gerade von den weiten Gebieten auszuschließen, wo es am nötigsten ist und am nützlichsten wäre: von der Jugend, der Familie, der Schule, der Presse, den Massen des Volkes. Die Kirche erkennt das Gebiet staatlicher Betätigung an, sie lehrt und befiehlt, es gewissenhaft zu achten; aber sie kann nicht zugeben, daß die Politik sich von der Moral lossagt“ („Osservatore Romano“ Nr. 112, 13. Mai 1936).

Diese Papstrede, die nur wenige Tage nach der Besitzergreifung von Abessinien durch Italien gehalten wurde, stieß namentlich in der englischen Presse auf heftigen Tadel, weil der Papst laut Reutermeldung gesagt habe: „Gott hat diese Ausstellung sichtbar gesegnet, indem er sie mit der triumphierenden Freude eines großen und guten Volkes und einem Frieden zusammenfallen ließ, der hoffentlich zu einem wahren Frieden Europas und der Welt führen wird.“ Der Papst habe sich also auf die Seite des italienischen Siegers gestellt. Das Londoner katholische Wochenblatt „The Catholic Times“ (Nr. 3482, 22. Mai 1936) antwortete darauf, die Übersetzung Reuters führe irre, weil sie den Eindruck erwecke, als ob der Papst von einer Freude über den Sieg gesprochen hätte statt von einer Freude über den Frieden, für den er immer eingetreten sei. Tatsächlich sagt der Wortlaut des „Osservatore Romano“, Gott habe es glücklich gefügt, daß die Eröffnung der Ausstellung „fast genau mit der triumphierenden Freude eines ganzen großen und guten Volkes über einen Frieden zusammenfällt, der nach seinem Willen und seiner Hoffnung ein Beitrag und ein Anfang zum wahren Frieden Europas und der Welt sein soll“. Schon am 12. Februar 1936 hatte der „Osservatore Romano“ die lange Reihe der Ansprachen aufgezählt, in denen sich der Papst immer zu Gunsten des Friedens und nie zu Gunsten des italienischen Kriegsunternehmens geäußert hatte. Als ohne Rücksicht auf die vom Papste verkündeten Grundsätze die Frage der sittlichen Erlaubtheit in der Weltöffentlichkeit immer häufiger vor den Fragen des Nutzens und der Macht zurücktrat, wurde die katholische Lehre über den Kolonialkrieg nicht nur in englischen, sondern auch in holländischen, spanischen, französischen, italienischen und amerikanischen Zeitschriften von katholischen Fachleuten ausführlich erörtert. Während die Kriegsvorbereitungen im

Gänge waren, schrieb in den Pariser „Études“ (Bd. 224 [1935], S. 682 ff.) Yves de La Brière, Professor für Naturrecht am Institut Catholique, durch die Gründung des Völkerbundes sei die Lage so verändert, daß man sich nicht mehr auf koloniale Eroberungen früherer Zeiten berufen könne. Wenn in einem Lande noch Sklavenhandel herrsche, müsse der zwar beseitigt werden, aber dazu sei „ein Krieg nicht gerade das gegebene und heilsame Mittel“, besonders wenn das in Betracht kommende Land „sich nicht allen internationalen Untersuchungen seines Gebietes widersetzt, und wenn entsprechende Maßnahmen zur Besserung in gebührender Weise freundschaftlich beaufsichtigt werden“. Die Geschichte des vorigen Jahrhunderts biete Beispiele für die Möglichkeit, auch „ohne Ausübung politischer Gewalt Auswanderer anzusiedeln und sich in ehrlicher und friedlicher Weise wirtschaftliche Vorteile zu sichern“. Ausdrücklich erklärte übrigens der „Osservatore Romano“ am 30. August 1935 im Anschluß an eine gleiche Äußerung des Papstes vom vorhergehenden Tage: „Die Notwendigkeit der Ausdehnung rechtfertigt an sich und ohne Rücksicht auf etwaige fremde Rechte keineswegs die Gewaltanwendung zur Erlangung dessen, was nötig ist.“ In einer Folge von Aufsätzen der „Civiltà Cattolica“ las man am 4. April 1936 (S. 17), nach der auf katholischer Seite immer festgehaltenen Lehre herrsche zwischen allen Völkern eine natürliche Rechtsgleichheit, so daß sie „mit vollkommener Gleichberechtigung einander gegenüber treten, ohne daß Kultur oder Barbarei auf die freie und selbständige Ausübung ihrer natürlichen Rechte irgendwie Einfluß hat“. Und am 16. Mai 1936 wurde in derselben Zeitschrift (S. 298 f.) betont, daß nach katholischer Lehre „weder die Kulturnationen ein wahres und eigentliches Recht haben, den Kulturfortschritt wilder Völkerschaften zu verlangen oder zu erzwingen, noch diese Völkerschaften streng rechtlich zum Kulturfortschritt verpflichtet sind“. Ein „Recht zu bewaffnetem Eingreifen“ lasse sich also auf diese Weise nicht begründen, wohl aber müsse ein fortgeschrittenes Volk einem zurückgebliebenen aus Nächstenliebe friedlich helfen.

Da der Protestantismus bekanntlich kein für alle verpflichtendes Lehramt kennt, ist die Bestimmung seiner Stellung zum Staate schwieriger als beim Katholizismus. Auf der Tagung der „Reichsbewegung Deutsche Christen“ erklärte Professor Seeberg in seinem Vortrag „Kirche und Nation“, es sei „unmöglich, Kirche und Volk bzw. Staat mit einander gleichzusetzen. Das Geistliche im Wesen der Kirche verbindet nicht bloß die einzelnen Kirchen mit einander, sondern es scheidet die Kirche als Kirche vom Staate und allen sonstigen Gemeinschaften“ („Evangelium im Dritten Reich, Kirchenzeitung für Christentum und Volkstum“, 24. Mai 1936). Daneben steht aber eine ganz andere Auffassung, die von der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ (5. Juni 1936, Sp. 548) aus dem „Positiven Christentum“, ebenfalls einem Kirchenblatte der Deutschen Christen, ohne Zustimmung hervorgehoben wird: „Kirche ist uns also nicht eine andere Gemeinschaft neben dem Staat, sondern die eigentliche Funktion der Wirklichkeit Gottes im Volke.... Wir wollen also keine eigene Organisation für die Kirche, sondern nur so viel, als für

diesen unseren Dienst am Volke notwendig ist.... Darum ist es in diesem Sinne recht, zu sagen, daß in der Kirche das Volk selbst Kirche wird.“ Die Möglichkeit beider Ansichten innerhalb derselben Kirche ergibt sich offenbar aus einem durchaus protestantischen Grundsatz, an den aber doch die „Christliche Welt“ (6. Juni 1936, Sp. 500) von neuem erinnern zu sollen glaubte, als der Reichskirchenausschuß die von dem seiner Amtstätigkeit enthobenen Reichsbischof Müller herausgegebene Verdeutschung der Bergpredigt als eine Lossagung „von der im Worte Gottes begründeten, aus dem Bekenntnis heraus lebenden und ohne Lehre nicht existenzfähigen evangelischen Kirche“ bezeichnet hatte. Obgleich die „Christliche Welt“ nie zur Gefolgschaft des Reichsbischofs gehört hatte, sah sie es als Pflicht an, „vor katholisierender Mißdeutung dessen zu warnen, was evangelische Kirchenausschüsse zu Lehrfragen sagen“, und schrieb: „In unserer nach Autorität hungernden Zeit erwarten viele von den evangelischen Kirchenbehörden die Entscheidung recht vieler Lehrstreitigkeiten, während hier doch, dem Wesen evangelischen Christentums entsprechend, Mannigfaltigkeit religiöser Überzeugungen und theologischer Denkweise bleiben wird.“ Übrigens betonte Seeberg in seiner oben angeführten Rede: „Aufseiten der Deutschen Christen finden wir jetzt viele positive Persönlichkeiten, auf der andern Seite, bei der Bekenntniskirche, ebensoviel liberale.“ Die eine Gruppe wolle die ererbten Grundsätze „in gangbare Münze geprägt“ unter das Volk bringen, die andere sie „möglichst unverändert“ erhalten: beides sei notwendig, und so bleibe „die Hoffnung auf die eine deutsche und evangelische Kirche“.

Jedenfalls bleibt für die Regierung unbeschadet aller kirchlichen Lehrverschiedenheiten die Zusammenschließung des ganzen Reiches in einer klar bewußten und vaterländisch treuen Volkseinheit nach wie vor eine zur Sicherung Deutschlands notwendige Aufgabe. Selbstverständlich werden die Volksgenossen um so freudiger an ihr mitarbeiten, je sorgfältiger sich jeder vor Kränkung der religiösen Überzeugungen des andern hütet. Daher erwarb sich die „Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ (29. Mai 1936, Sp. 524) ein Verdienst um den Frieden, als sie den SS-Befehl abdruckte, in dem Reichsführer Himmler die Anordnung des Stellvertreters des Führers gegen jeden Gewissenszwang einschärft und dann fortfährt, er dulde nicht, „daß von irgendeinem SS-Angehörigen die Ansichten und Überzeugungen anderer deutscher Volksgenossen, die ihnen heilig sind, verspottet oder verlästert werden. Hierzu gehört auch das Singen von Liedern, die konfessionelle Dinge durch den Schmutz ziehen oder kirchliche Einrichtungen und Bräuche verspotten.“ Das ist eine Forderung des sittlichen Anstandes, die für Wort und Schrift Gemeingut des ganzen Volkes werden könnte, wenn jeder Volksgenosse sich ernst überlegte, wieviel Ehrfurcht, die allem Wachstum zur Größe wesentlich ist, durch rücksichtsloses Aburteilen über schwierige Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit verloren geht.

Wohlthuend spricht das Bemühen um die gerade in diesen harten Zeiten so wichtige Verbindung von Gerechtigkeit und Menschlichkeit aus der Zeichnung des Beamtenideals, das Rudolf Heß als Stellvertreter des

Führers in der Berliner Deutschlandhalle vor 20 000 Beamten des Reiches, der Länder und der Gemeinden hinstellte („Völkischer Beobachter“, München, Nr. 157, 5. Juni 1936). Wie der Staat „nicht mehr ein über den Wolken schwebendes Gebilde ist, zu dem der ‚Untertan‘ aufschaut, sondern eine Einrichtung, die dem Volke gilt“, so sei „der gute Beamte nicht mehr der Vorgesetzte, sondern ein Diener des Volkes, wobei der einzelne Volksgenosse mit Recht darüber hinaus erwartet, daß der Beamte seinerseits sich als Volksgenosse fühlt und ihm gegenüber als Volksgenosse in Erscheinung tritt, als Mensch mit Verständnis für ihn und seine Sorgen, der innerhalb seines Rahmens ihm Berater und Helfer ist“. Das gelte nicht nur für den mit dem Volke persönlich in Berührung kommenden untern Beamten, sondern mehr noch für den höheren, und deshalb rief Heß am Schlusse seiner Rede allen Beamten zu: „Volksgenossen, seien Sie sich dessen bewußt, Sie erleben Schicksale mit, Sie treffen Entscheidungen von manchmal weitreichender Bedeutung für die Familie! Sie können durch Rat Volksgenossen aufrichten, Sie können sie aber auch quälen, wenn Sie Ihre Pflicht nicht im nationalsozialistischen Sinne tun.“

IV

Als eine in katholischem Geist gehaltene Führung durch das Ringen der bedeutendsten Philosophen aller Zeiten um die Lösung der letzten Fragen des Daseins bewähren sich seit langem die „Lebensanschauungen alter und neuer Denker“ von Professor Franz Sawicki (Paderborn, Schöningh). Von den vier einzeln käuflichen Bändchen ist 1935 das erste in vierter, das vierte in achter Auflage erschienen; in dritter Auflage ist das zweite seit 1926, das dritte seit 1929 auf dem Büchermarkt, aber auch diesen beiden gibt die reger werdende Beschäftigung der Gegenwart mit Augustinus, Thomas von Aquin, Eckhart, der Renaissance, der Aufklärung erhöhte Bedeutung. Besonders die große Zahl derer, die zu eigentlichen Fachstudien auf philosophischem Gebiete nicht berufen sind und sich doch nicht mit oberflächlichem Geplauder über tiefe Lebensfragen begnügen können, findet bei Sawicki eine klare und ehrliche Darstellung der wichtigsten Systeme und eine zuverlässige Kritik.

Keine philosophische Beziehung ist in den letzten Jahren wohl heftiger umstritten worden als die zwischen Nietzsche und dem Dritten Reich. Nach einem in der „Zeitschrift für deutsche Bildung“ (April 1936, S. 177 ff.) wiedergegebenen Vortrag des Leipziger Professors Karl Justus Obenauer vor einer nationalsozialistischen Lehrerversammlung kann darüber kaum „mit einem schlichten Ja oder Nein“ entschieden werden. In den programmatischen Büchern Adolf Hitlers und Alfred Rosenbergs erscheine Nietzsche nicht als wesentlicher Anreger. Die von Nietzsche vertretenen nationalpolitischen Gedanken seien größtenteils nicht von der Art, daß man sagen dürfe, „Nietzsche müsse nun dem ganzen Volke gehören“. Geistesverwandt dem Dritten Reiche seien die kämpferische Haltung und die Sehnsucht nach einem Tag deutscher Entscheidung. Aber Nietzsche habe nicht gesehen, wie das deutsche Volk, das er „für widerspruchsvoller, umfänglicher, unberechenbarer, überraschender und selbst erschrecklicher

als andere Völker“ hielt, „weil es ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen sei“, im Grunde doch „von der Idee der Ganzheit her“ verstanden werden müsse. „Deshalb war auch sein Kampf gegen Idealismus, Romantik und christliche Tradition radikaler, als es uns heute nötig erscheint. Er lebte beständig in der Gefahr, in ein völlig entgöttertes, positivistisch-glaubensloses Weltbild zurückzufallen, von dem aus die letzten metaphysischen Fragen dieses Lebens niemals gelöst werden können, während unsere oberste Leitidee das ganzheitlich schaffende, sich beständig aus schöpferischen Urtrieben aus- und umgliedernde Leben darstellt, das letzten Endes doch einen Schöpfer voraussetzt, der nicht allein als blinder ‚Wille zur Macht‘ gefaßt werden kann.“

Nietzsche wurzelte bekanntlich tief in derselben heidnischen Gedankenwelt der Antike, aus der sich die Kirchenväter und die Scholastiker Quadern und Säulen für ihren christlichen Dom brachen. Es wird also auch für die Religion so oder so nicht ohne Folgen sein, wenn nun nach dem Erlaß des deutschen Unterrichtsministers vom 7. Mai 1936 Griechisch, Latein und Französisch auf den höheren Schulen noch mehr als bisher hinter das Englische zurücktreten werden, das dem Deutschen ja sprachlich und völkisch näher liegt. Selbstverständlich wird es Aufgabe der katholischen Kirche bleiben, in ihrem Klerus das Latein als Sprache ihrer weltumspannenden Verwaltung und des größten Teiles ihrer theologischen Überlieferung lebendig zu erhalten. Aber die Vertrautheit mit einer ganz ohne das Christentum aufgebauten und neben dunkelsten Schatten strahlende Menschheitswerte verkörpernden Kultur wird im deutschen Volke um so seltener werden, als unsere Universitäten nicht wie die englischen den Fachstudien einen allgemeinen Bildungskurs mit ausgiebiger Pflege der klassischen Sprachen vorausschicken. Dafür vermittelt die englische Sprache zwar bei weitem weniger katholisches Gedankengut als die französische, aber im ganzen spricht aus ihren hervorragendsten Werken (mit häufigeren Ausnahmen in den Nachkriegsjahren) Achtung vor dem sittlichen Ernste des Christentums. Sie setzen der für Deutsche auch in religiösen Fragen gefährlichen Neigung zu theoretischer Überspitzung einen gesunden Sinn für die Wirklichkeit entgegen, was dann zugleich, da englische Bücher in jedem Erdteil geschrieben werden, beim deutschen Volke das innere Verständnis fremder Völker erleichtern und die Ansichten über die wirkliche Geltung deutscher Ideale in der Menschheit klären wird.

Gewiß kann man Deutsche schon längst in allen Weltgegenden antreffen, und der Reichtum der deutschen Übersetzungsliteratur bedarf keines Lobes, aber unsere Zeitungen und Zeitschriften können uns nicht entfernt so umfassend wie den Engländer die seinen über die in Büchern erst viel später sichtbar werdenden Wandlungen im Geistesleben ferner Völker unterrichten. Wie wenige Deutsche wissen etwas Genaues von dem gewaltigen religiösen und sittlichen Umschwung, der im Iran begonnen hat! Aus mehr als zehnjähriger Erfahrung hält ihn der Presbyterianer-Missionar Dr. Dwight M. Donaldson („The International Review of Missions“, April 1936, S. 172 ff.) für noch stärker als die rastlose Moderni-

sierung, die der vom einfachen Soldaten zum Schah aufgestiegene Riza Khan Pahlevi in allen Teilen der Wirtschaft und der Staatsverwaltung unermüdlich vorantreibt. Eine wesentlich veränderte Lebensanschauung spreche aus den neuen Gesetzbüchern, die das islamische Recht in wichtigen Punkten abgeschafft hätten. Die Vielweiberei sei infolgedessen sehr erschwert worden. Dem Empfinden der Schiiten habe man durch Gestattung von Zeitehen einstweilen Rechnung getragen, aber unter dem wachsenden Widerstande der öffentlichen Meinung werde auch dieses Zugeständnis wohl bald verschwinden. Großen Einfluß auf die Jugend habe die ganz neuartige Erörterung ethischer Fragen in Büchern und Zeitschriften. Nie habe der Missionar eine bessere Gelegenheit gehabt, durch Zusammenarbeit mit jungen Iranern christliche Gedanken in dieses Schrifttum einströmen zu lassen. „Bisher zeigt sich das allerdings fast nur im Bereiche der ausgesprochen christlichen Literatur.... Bei Nichtchristen werden solche Bücher aber gewöhnlich als Werbeschriften aufgefaßt, und meistens müssen sie unentgeltlich verbreitet werden.“ Es empfehle sich also eine besondere Stiftung, die es geeigneten Missionaren möglich mache, „wirksamer und häufiger als jetzt mit einheimischen Verfassern von allgemeinen Schulbüchern zusammenzuarbeiten, Aufsätze für Tagesblätter und Zeitschriften zu schreiben und Bücher für jedermann herauszugeben“.

Wenn die Christen versagen sollten, würden sich ohne Zweifel die Kommunisten des Schwunges bemächtigen, den solche Umbruchszeiten ganzer Völker leicht den erhabensten wie den plattesten Gedanken geben. Henri Bernard S. J. schreibt in den philosophisch-apologetischen Vorlesungen, die er unter dem Titel „Sagesse chinoise et philosophie chrétienne“ (Tientsin 1935, Mission de Sienshien) herausgegeben hat, nach seinen Beobachtungen über die kommunistische Literatur in China (S. 267): „Überrascht stellt man fest, mit wie wenig Aufwand an Beweis und Dialektik sich diese große Bewegung zum Umsturz der Welt begnügt. Die kommunistische Philosophie ist äußerst dürftig, aber nicht in ihr liegt die Schwungkraft der Bewegung, sondern in dem freilich auch nur schwach umrissenen Gemeinschaftsleben der Zukunft und in der Zeichnung des Weges, der in dieses gelobte Land führen soll. Was die Kräfte beflügelt, ist weit mehr etwas Prophetisches als etwas Lehrhaftes, ist mehr Schau als Beweis.“ Und ebenso liest man in dem von Ivan Kologrivof herausgegebenen Sammelwerk „Essai d'une Somme Catholique contre les Sans-Dieu“ (Paris 1936, Editions Spes) — in dem katholische Fachgelehrte verschiedener Länder mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und in allgemein faßlicher Darstellung die Einwände der Gottlosenbewegung zurückweisen —, daß nicht in der kommunistischen Beweisführung das Geheimnis der Kraft liegt, sondern in dem begeisternden Aufruf zur Gestaltung einer für alle glücklichen Zukunft (S. 489). „Das Bewußtsein, zu dieser Aufgabe berufen zu sein, und der Wille, für ihre Erfüllung sich zu opfern, machen aus den besten Proletariern tätige Kommunisten.... Der Papst äußerte zu Kardinal Liénard, dem Bischof von Lille: „Diese Leute haben trotz allem ein Ideal, sie sind davon ergriffen und zu seiner Verteidigung verstehen sie, wenn es sein muß, zu leiden

und ihr Leben aufs Spiel zu setzen.“ Eben weil diese kommunistische Macht trotz ihrer verstandesmäßig armseligen Begründung gequälte Herzen so betörend aufwühlt, wird der P a p s t nicht müde, vor ihr zu warnen. Im Juni 1936 erklärten die französischen Kommunisten öffentlich, sie hätten „den Katholiken brüderlich die Hand gereicht, um durch gemeinsame Betätigung den Leidenden zu helfen“, warum sich also der Papst in so schweren Zeiten der Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Katholiken widersetze; die Kommunisten hätten dabei doch „nie einen Katholiken aufgefordert“, seine katholischen Überzeugungen preiszugeben und Kommunist zu werden. Darauf gab der „Osservatore Romano“ (Nr. 136, 11. Juni 1936) keineswegs als Grund der päpstlichen Ablehnung an, Gottesgläubige dürften mit Gottesleugnern überhaupt nicht zu wohlthätigen oder politischen Zwecken zusammenarbeiten, sondern er bewies, daß die Kommunisten selber diese Zusammenarbeit als ein Mittel zu langsamer Entfremdung der Katholiken von ihrer Religion ansehen. Denn die „Lutte antireligieuse et prolétarienne“ habe im August 1935 geschrieben: „Um unsern Kampf gegen die Religion erfolgreich zu führen, müssen wir uns darüber klar sein, daß man einen Gläubigen nicht sofort von seiner Religion abwendig machen und unserer Organisation eingliedern kann, sondern er muß über viele Zwischenstufen des Kampfes um seine unmittelbaren Vorteile und Forderungen geführt werden. Er wird sich uns gottlosen Arbeitern erst anschließen, wenn er einsieht, daß er im Ringen um seine Interessen von der Kirche, der Geistlichkeit und allen, auf die er früher vertraute, verraten wird.“

Nicht nur durch den Kampf gegen den Kommunismus ist das Interesse für religiöse Fragen bekanntlich seit mehr als einem Jahrzehnt überall gestiegen, und insofern ist es schade, daß in „Meyers Hausatlas“ (Leipzig 1935, Bibliographisches Institut) die Religion nicht berücksichtigt worden ist. Allerdings will er hauptsächlich das bieten, was der Deutsche an geographischer Belehrung zum Verständnis der deutschen Politik und für Reisen in viel besuchten Teilen Mitteleuropas wünschen kann, und im allgemeinen ist der Atlas für diese Zwecke vorzüglich geeignet. Aber auch innerhalb des gewählten Rahmens wären Karten über die Verteilung der religiösen Bekenntnisse in Deutschland und der Welt, über die Verwaltungsbezirke der Konfessionen im Deutschen Reiche, über die katholischen und protestantischen Missionsgebiete in den Heidenländern, schließlich auch eine genauere Karte von Palästina nicht überflüssig gewesen. All das gehört ebenso zur Durchschnittskenntnis der Kulturlandschaften wie die nur selten angegebene Verteilung der Sprachen und die ganz fehlenden Hauptzüge des rassischen Bildes der Erde. Den großen Beitrag der Mönche zur Klärung der Geographie Deutschlands hebt die Einleitung richtig hervor, aber das dort wohl nicht ganz angebrachte Wort Gibbons über die Hemmung der Wissenschaft durch die Bibel dürfte auch mit der beigefügten Einschränkung kaum der geistigen Lage des ersten christlichen Jahrtausends entsprechen. Nach Berücksichtigung dieser in die wesentliche Gestalt des Werkes ja nicht tief eingreifenden Bemerkungen würde es gewiß in vielen deutschen Häusern noch lieber benutzt.

Vielleicht wäre zu überlegen, in welchem Umfang sich auch aus der Moralstatistik so dauernde Einflüsse der Sittlichkeit auf die Volksdichte ableiten lassen, daß sie in einer geographischen Darstellung der Kulturlandschaft sichtbar gemacht werden könnten. Sinken und Steigen der Sittlichkeit ist offenbar nicht ohne Wirkung auf die Volkskraft, also in langen Zeiträumen, wie die historische Geographie beweist, auch nicht ohne Wirkung auf die Kulturlandschaft. Durch solche Erwägungen könnten die in der deutschen Ehestatistik liegenden Warnungen an Eindringlichkeit gewinnen. „Wirtschaft und Statistik“, herausgegeben vom Statistischen Reichsamt des Innern, veröffentlichte (1936, 2. Aprilheft, S. 340 ff.) eine Zusammenstellung der Ehescheidungen des Jahres 1934. Sie beliefen sich auf 54 402, also auf 11 917 mehr als 1933, was indes nach Ansicht des Statistikers eine aus vorübergehenden Gründen entstandene Anhäufung ist, zumal da die noch nicht ganz vorliegenden Zahlen des Jahres 1935 wieder auf eine Verminderung der Ehescheidungen deuten. Ganz allgemein trug an den Scheidungen des Jahres 1934 in 46 Fällen unter 100 der Mann allein die Schuld, in 20 unter 100 die Frau allein. Allerdings nimmt „häufig der Mann zwecks beschleunigter Herbeiführung des Scheidungsurteils die alleinige Schuld auf sich“. Gründe der Ehescheidung waren hauptsächlich Verletzung der ehelichen Pflichten und ehrloses Verhalten. Fast die Hälfte der geschiedenen Ehen waren kinderlos. Die meisten Scheidungen wiesen die Großstädte auf, besonders Berlin und Hamburg; weit über dem Reichsdurchschnitt standen auch Bremen, Lübeck und Schleswig-Holstein, am tiefsten unter ihm die Grenzmark Posen-Westpreußen, Oberschlesien, Oldenburg, Braunschweig, Lippe und Hohenzollern. Aber noch viel geringere Verhältniszahlen als selbst Hohenzollern hatten im Jahre 1934 England, Wales und Schottland.

Zeigt die Landbevölkerung im allgemeinen keine so beunruhigenden Scheidungsziffern wie die großen Städte, so ist die Kinderzahl auch in bäuerlichen Familien stark gesunken, und wenn man das statistische Verfahren durch andere Methoden soziologischer Bestandserhebung vervollständigt, so werden noch mehr sittliche Übelstände sichtbar. Therese Keller berichtete nach persönlichen Umfragen in der Zweimonatschrift „Die Seelsorge“ (April/Mai 1936, S. 36 ff.) über die häufige Ehelosigkeit auf dem Lande. Der Erbhofbauer komme aus wirtschaftlichen Gründen meist spät zum Heiraten, und für die nachgeborenen Brüder und Schwestern sei die Schwierigkeit manchmal noch größer, zumal da mehr, als man glauben möchte, die Scheu vor fremden Menschen und neuer Lebensweise mitspiele. Jedenfalls sei es gewöhnlich nicht so, als ob die Mädchen „freiwillig auf die Ehe verzichteten. Und je weniger sie aus einer religiösen Haltung heraus nun doch allmählich eine gottgewollte Absicht darin sehen und von da aus zu einem wenn auch schmerzlichen Verzicht kommen, desto mehr zerfallen sie mit sich selbst, verlieren allen Halt und kommen zu allen möglichen Dingen, nicht nur zu unehelichen Kindern...“ — Da der Bauernstand nicht mit Unrecht als notwendiger Jungbrunnen des ganzen Volkes gilt, darf keine Hilfe unwillkommen sein, die zu seinem Schutze beiträgt.

Glücklicherweise fehlt es auch auf andern Gebieten nicht an Zeichen eines wachsenden Verständnisses für einträchtiges Zusammenwirken aller Volkskräfte, der öffentlichen wie der privaten, der nationalen wie der religiösen, der geistigen Schöpfer und der Durchschnittsmenschen. So schrieb die „Frankfurter Zeitung“ (26. Mai 1936, Reichsausgabe) beim Reichszusammenschluß der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe, eine ganz persönliche Liebestätigkeit habe „ein solches Maß an Eigenwert, daß sie der Schonung auch dann würdig erscheint, wenn man sich klar macht, daß sich mit diesen individuellen Formen der Unterstützung allein die außerordentlichen Leistungen der letzten Jahre niemals hätten vollbringen lassen“. Und im „Völkischen Beobachter“ (Berlin, Nr. 130, 9. Mai 1936) sagte Reichsminister Dr. Frank in einem Aufsatz zur Neuregelung des deutschen Patentrechtes, der noch andere sittlich wertvolle Gedanken dieses Gesetzes erläuterte: „Auch bei voller Würdigung der schöpferischen Persönlichkeit darf nicht übersehen werden, daß ihre Leistungen auf den Grundlagen fußen, die mit den vereinten Kräften anderer Volksgenossen geschaffen worden sind. Daher ist es recht und billig, wenn die Volksgemeinschaft wiederum ihr Teil an allen neuen Erfindungen erhält.“ Der Erfinder muß gegen entsprechende, nötigenfalls gerichtlich festzusetzende Entschädigung unter Umständen so weit zu Gunsten des Volkswohles von seinem Patentrecht zurücktreten, wie es nach dem Ermessen der Reichsregierung erforderlich ist. Daß endlich bei alledem nationale und religiöse Antriebe einander zum Segen von Kirche und Volk innig durchdringen müssen, wird besonders im Schicksal der mehr als die meisten Reichsdeutschen seit Jahrzehnten mit nationalen Kämpfen vertrauten Deutschböhemn anschaulich. Im Januar 1936 hat in Prag eine eigene Monatschrift („Volk und Glaube, Zeitschrift südostdeutscher Katholiken“) für die Vereinigung echt katholischer und echt nationaler Gesinnung zu wirken begonnen. Der Prager Universitätsprofessor Eduard Winter schrieb zur Einführung: „Wohl zählt die katholische Kirche heute noch 70 v. H. aller Einwohner der Tschechoslowakei zu den Ihrigen, aber es wird einer großzügigen Beachtung des völkischen Eigenwertes im kirchlichen Leben bedürfen, um nicht ständig auf das Zehntel der sogenannten praktizierenden Katholiken beschränkt zu bleiben, sondern alle im Staate lebenden Völker christlich zu prägen.... Pflege völkischer Eigenart bedeutet nicht Verzicht auf katholische Weltweite und allumfassende christliche Liebe.... In unerm Staate wohnen nicht nur sechs Völker, sondern hier berühren sich auch sechs christliche Konfessionen. Die katholische Kirche ist zudem römisch- und griechisch-katholisch ausgegliedert.... So können wir Sudetendeutsche gerade in der religiösen Auseinandersetzung unserer Tage von der Grenze her für das ganze deutsche Volk mitwirken und so unser Grenzer-Schicksal, das wir oft schwer tragen, positiv nutzbar machen für die Gesamtheit.“